

⇒ Luisa Fischer

## Familiale Lebensformen: Thesen des Wandels und aktuelle familiensoziologische Perspektiven als Herausforderungen der Ethik

Im Rahmen soziologischer Betrachtungen gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse wird seit geraumer Zeit auch ein Wandel familialer Lebensformen diskutiert. Dieser Beitrag möchte, ausgehend von allgemeinen Überlegungen zur Verhältnisbestimmung von Individuum, Familie und Gesellschaft, zwei zentrale Theorien des Wandels familialer Lebensformen skizzieren und diskutieren: Individualisierungs- und Differenzierungstheorie. Bezugnehmend auf drei ausgewählte aktuelle theoretische und empirische familiensoziologische Perspektiven – Familie als Netzwerk, Familie als Herstellungsleistung, Leitbildforschung – plädiert der Beitrag für eine modifizierte sozialetische und politische Sichtweise auf familiale Lebensformen.

⇒ 1 Zum Begriff »Familie« bzw. »familiale Lebensformen«

Um die Heterogenität sowie die Differenzierungen innerhalb von »Familie« – etwa der Beziehungsmuster Partnerschaft, Ehe und Elternschaft – wahrnehmen zu können, muss notwendigerweise von

den »Einheits- und Ganzheitssuggestionen des Begriffs »Familie« (Tyrell 2006, 145) Abstand genommen werden (vgl. Tyrell/Herlth 1994). Allerdings ist durchaus umstritten, wie diese Vielfalt begrifflich zu fassen ist. Präzedenzfall ist in diesem Zusammenhang der Diskurs über den gemeinsamen Terminus »Familiensoziologie« als Bezeichnung der Disziplin, der sich auch dieser Beitrag zuordnet.<sup>1</sup> Dahinter verbirgt sich

---

**Luisa Fischer**, geb. 1988 in Rockenhausen, M. A., Studium der Soziologie, Pädagogik und katholischen Theologie in Mainz, derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung für Sozialetik der Kath.-Theol. Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Neueste Veröffentlichung: Alter(n) ohne Enkel. Zur ethischen Relevanz zunehmender Enkellosigkeit. In: Ernst, Stephan (Hrsg.): Alter und Altern: Herausforderungen für die theologische Ethik (Studien zur theologischen Ethik 147). Freiburg 2016, 299-314.

**GND:** 1075001447

---

**DOI:** [10.18156/eug-1-2017-art-5](https://doi.org/10.18156/eug-1-2017-art-5)

(1) Vgl. dazu etwa die Diskurse in den Zeitschriftenausgaben Erwägen – Wissen – Ethik 14(2003)3 und Soziale Welt 53(2002)4.

eine theoretische Unsicherheit, die immer nur unzureichend aufgelöst werden kann: Wie soll »Familie« verstanden werden – als gesellschaftliche, mit Normen und Funktionen ausgestattete Institution; als gesellschaftliches (Teil-)System, das wiederum aus einzelnen Teilsystemen besteht, oder als (im Vergleich zu anderen Lebensformen zu privilegierende) Lebensform bzw. sozialer Beziehungstypus (vgl. Burkart 2006, 177)?

»Familie« als »familiale Lebensformen« zu erfassen – wie es dieses Themenheft nahe legt – und eher eine Soziologie persönlicher oder Intim-Beziehungen zu betreiben und damit den Verengungen des Familienbegriffs entgegenzuwirken, sind neuere Bestrebungen, die sich dem *Symbolischen Interaktionismus* verpflichtet wissen (vgl. bspw. Lenz 2003/2005, Bertram 2002b; vgl. Burkart 2006, 179; vgl. Schneider u. a. 2014). »Private Lebensformen bezeichnen haushaltsübergreifende, relativ stabile Beziehungsmuster im privaten Bereich« (Schneider u. a. 2014, 175). *Familiale* Lebensformen werden dabei als Teilmenge durch das Vorhandensein von Eltern-Kind-Beziehungen konstituiert (vgl. Schneider u. a. 2014, 176). Dabei wird vielfach eine Ausweitung auf Generationenbeziehungen, die nicht auf das Vorhandensein minderjähriger Kinder angewiesen sind, diskutiert. Nur so könnte etwa auch die Beziehung zwischen in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander wohnender pflegebedürftiger Mutter und erwachsener pflegender Tochter als »familiale Lebensform« erfasst werden. Der Begriff »familiale Lebensformen« erweist sich insgesamt außerdem als objektiver als der historisch stark wandelbare und ideologisch aufgeladene Begriff »Familie« (vgl. Schneider u. a. 2014, 175). So betrachten empirische Untersuchungen zu familialen Lebensformen diese vor allem in ihren sozialen, wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Lebensbedingungen, den Wandel ihrer Strukturen und Rollen, das Verhältnis von Generationen und Geschlechtern (vgl. Steinbach u.a. 2014, 7-8). Damit rücken sowohl die gesellschaftliche Ebene, wie die familiale Beziehungsebene, aber auch die Ebene individueller Lebensverläufe in den Blick (vgl. Steinbach u. a. 2014, 7; vgl. Huinink 2006).

⇒ 2 Zum Verhältnis von Individuum, Familie und Gesellschaft

Familiensoziologische Überlegungen gehen grundsätzlich einher mit einer (theoretischen) Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft, in der »Familie« zwischen diesen beiden Ebenen »veror-

tet« wird.<sup>2</sup> Vorstellungen von »Familie« können entweder von der Gesellschaft oder dem Individuum ausgehend konzipiert werden, wodurch das Verhältnis jeweils unterschiedlich bestimmt wird. So kann die Verhältnisbestimmung zwischen Abhängigkeit und relativer Autonomie oszillieren. Theorien, die »Familie« als Gegenstruktur zur Gesellschaft verstehen, haben in den letzten Jahren allerdings an Einfluss verloren. Bleibende Bedeutung für die Familiensoziologie haben demgegenüber solche Theorien, die die Strukturgleichheit bzw. eine Dialektik betonen. Diese sehen gesellschaftliche Verhältnisse in der »Familie« abgebildet und/oder betonen die große Relevanz der »Familie« für die Gesellschaft als intermediäre Struktur. In diesem Kontext sind etwa Individualisierungs- und Differenzierungstheorien zu lesen. Perspektivverschiebungen von der institutionellen hin zur auf das Individuum bezogenen Perspektive nehmen Handlungstheorien wie die Individualisierungsthese von Beck, aber auch dem Rational Choice-Ansatz verpflichtete Konzepte vor.<sup>3</sup>

Trotz allen Wandels in der Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft bleibt Familie wichtige Bezugsgröße in diesem Zusammenhang. Allerdings wird vielfach die Sorge geäußert, dass sich die Familienforschung »von der allgemeinen soziologischen Theorie-Entwicklung abkoppelt. Das war einmal anders: In der Nachkriegssoziologie galt die Familiensoziologie noch als wichtiger Impulsgeber für die soziologische Theorie« (Burkart 2006, 176/181-182; vgl. Schmidt 2002, 384). Auch umgekehrt ist die Analyse der Wechselbeziehungen zu gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sowie individuellen Aspekten unabdingbar, um Familie zu verstehen (vgl. Huinink 2006, 216).

Je nachdem, wie das Verhältnis von Individuum, Familie und Gesellschaft theoretisch bestimmt wird, treten auch empirisch andere Phänomene und Entwicklungen ins Auge. So können aus gesellschaftli-

(2) Die Überlegungen zu diesem Absatz verdanke ich vor allem einem anregenden Vortrag von Monika Stegmann an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz zu ihrem Promotionsprojekt »Theoretische Konzeptionen zum Verhältnis von Individuum, Familie und Gesellschaft. Eine wissenssoziologische Diskursanalyse«.

(3) Tyrell sieht in den letzten Jahrzehnten eine Vorherrschaft des Rational-Choice in der Theoriebildung der deutschen Familiensoziologie (vgl. Tyrell 2006, 142-143). Er betont nicht zuletzt, »dass Rational-Choice entgegen der klassischen Familiensoziologie eher schwach an der Frage nach dem interessiert ist, was unter modernen Bedingungen das den familialen Sozialbeziehungen Spezifische (oder mit Max Weber: »Eigentümlich«) ist und was diese von den Sozialverhältnissen des Marktes, der Politik, der Professionen oder der »Arbeitswelt« unterscheidet. [...] Solche Fragen, wie sie sich nicht zuletzt differenzierungstheoretisch aufdrängen«, erscheinen Tyrell (2006, 143) allerdings unauflösbar.

cher Perspektive die Strukturen familialer Lebensformen, die Wechselbeziehungen zwischen Familie und Sozialstruktur sowie zwischen Familie und anderen gesellschaftlichen Teilsystemen oder Familie als soziale Institution thematisiert werden. Auf der familialen Beziehungsebene können die innerfamilialen Interaktionen und die Alltagsorganisation von Familien, die Eltern-Kind-Beziehung als Erziehungs- und Sozialisationsbeziehung oder Intergenerationenbeziehungen fokussiert werden. Familienverläufe als Teil individueller Lebensläufe oder die Wahl von Lebensformen sind Beispiele für Forschungsgegenstände aus der Individualperspektive. (vgl. Huinink 2006)

Schließlich sei noch auf eine derzeitige Tendenz aufmerksam gemacht, mit der sich die Familiensoziologie – aber auch eine Ethik familialer Lebensformen – kritisch auseinandersetzen sollte, nämlich eine »Stärkung biologistischer Interpretationen von Lebensformen und familialem Zusammenleben (Verhältnis der Geschlechter, Eltern-Kind-Verhältnis, Sexualität)«, die mit der (gegenläufigen?) Entwicklung einhergeht, dass sich Formen familialen Zusammenlebens zunehmend von ihrer biologischen Basis – wie etwa bei Reproduktion und Elternschaft – lösen (vgl. Burkart 2006, 198-199; vgl. Peuckert 2012, 404). »Geschlecht, Körper, Sexualität, Liebe, Geburt, Gesundheit, Altern und Tod – dies sind zentrale Schnittstellen von Natur und Kultur, an denen heute die Definitionskämpfe zwischen Soziologie/ Kulturwissenschaften und Biologie/Lebenswissenschaften ausgetragen werden« (Burkart 2006, 199). Gesellschaftlich zeigt sich dieser »Definitionskampf« – teilweise noch massiver – auch zwischen konservativen Verfechtern traditioneller Familienformen und Liberaleren, die für die Anerkennung von Vielfalt eintreten.

⇒ 3 Familiensoziologische Thesen zum Wandel familialer Lebensformen und deren empirische Fundierung

Auf besondere Weise konnten sich in den letzten Jahren familiensoziologische Thesen zum Wandel familialer Lebensformen etablieren. Hier seien die Individualisierungs- und Differenzierungstheorien eigens herausgegriffen.

Wandel kann sich dabei auf der Ebene gelebten Familienlebens und/oder auf »normativer« Ebene vollziehen. Auf der ersten rückt die Frage ins Zentrum, ob und wie sich die familialen Zusammenhänge, in denen Menschen leben, gewandelt haben; auf der zweiten die Frage danach, welche familialen Lebenszusammenhänge als gesellschaftlich legitimiert und leitend im Sinne von Orientierungsmaßstä-

ben galten und gelten. Unbestritten ist, dass beide Ebenen miteinander in Wechselbeziehung stehen.

### *Individualisierungstheorien*

Unter die Individualisierungstheorien fallen Ansätze, die sich – ausgehend von den Arbeiten von Beck und Beck-Gernsheim (vgl. für einen Überblick bspw. Beck/Beck-Gernsheim 1994; vgl. Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1990), allerdings auch mit Bezug zu den Arbeiten von Durkheim und Simmel, der These verpflichtet fühlen, dass es im Zuge eines fortschreitenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses zu einer »Autonomisierung der Familie vom Verwandtschaftssystem und der Individuen von der Familie« (Burkart 2006, 177) kam. Normativ geprägte soziale Strukturen gelten als in Auflösung begriffen (vgl. Beck-Gernsheim 1994, 136).

Konnotiert wird diese Entwicklung dabei als Krise oder Verfall, häufiger aber als Pluralisierung und Entstrukturierung (vgl. Burkart 2006, 177). Hinter der Pluralisierungsthese verbergen sich wiederum zwei unterschiedliche Thesen: eine von der tatsächlichen Zunahme der Vielfalt familialer Lebensformen durch die Entstehung neuer Lebensformen (vgl. Brüderl 2004), eine andere, die die Verschiebung der Anteile vorhandener Lebensformen und damit auch deren gesellschaftlicher Wahrnehmung postuliert (vgl. Nave-Herz 2010, vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 46). Das Verhältnis von Individualisierung, Pluralisierung und (aufgehobener oder neuer) Standardisierung bleibt dabei vielfach unterbestimmt (vgl. die Kritik bei Huinink 2006, 217).

### *Differenzierungstheorien*

Differenzierungstheorien gehen vor allem auf Parsons und Luhmann zurück und werden in besonderer Weise etwa von Nave-Herz (1999) oder den im Sammelband von Herlth u. a. (1994) versammelten Autoren vertreten. Sie fragen insbesondere nach Funktionen und Leistungen der Familie für die Gesellschaft und diskutieren einen Verlust bzw. eine Schwächung der Familie in der modernen Gesellschaft. Mit der Differenzierungstheorie können aber auch Beziehungen zwischen einzelnen gesellschaftlichen Teilbereichen und deren Spannungen in den Blick geraten.

Unter diesen Theoriekorpus kann auch die Deinstitutionalisierungsthese von Tyrell (vgl. ders. 1988) subsumiert werden, mit der sich die Differenzierungstheorie der Individualisierungstheorie annähert. Tyrell konstatiert, dass (1.) das bürgerliche Familienmuster an Legitimität eingebüßt hat, dass (2.) Ehe und bürgerliche Familie (tendenziell) ihre »exklusive Monopolstellung« verlieren, dass es (3.) eine »Motivati-

onskrise« im Hinblick auf Ehe und Elternschaft gibt, dass (4.) traditionelle Normen und soziale Kontrolle zugunsten einer Offenheit und Flexibilität gegenüber anderen familialen Lebensformen abgelöst wurden sowie dass sich (5.) die bürgerliche Familie als kohärenter Sinn- und Verweisungszusammenhang auflöst (vgl. Tyrell 1988, Kapitel 3; vgl. Huinink/Konietzka 2007, Kapitel 3). Gerade auf der zweiten und vierten Ebene sieht Tyrell die zentrale Entwicklung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nämlich »dass die kollektive Pflege solcher Intoleranz gegenüber Abweichungen von Ehemoral und Familiensittlichkeit – aus welchen Ursachen auch immer – in vergleichsweise kurzer Zeit in weitgehende *Permissivität* umgeschlagen ist« (Tyrell 2006, 144).

#### *Empirische Überprüfung der Theorien*

Mittlerweile sind der angenommene Wandel familialer Lebensformen und deren sozialstrukturelle Differenzierung empirisch relativ gut überprüfbar. Zu verdanken ist dies nicht zuletzt dem umfangreichen Datenmaterial aus Surveys der empirischen Sozial- und Familienforschung wie dem Sozio-ökonomischen Panel (SOEP), dem Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts, dem Family and Fertility Survey (FFS) oder dem Generations and Gender Survey (GGS) sowie dem Beziehungs- und Familienpanel pairfam<sup>4</sup>. Diese können die Datenquellen der amtlichen Statistik entscheidend erweitern, gerade hinsichtlich deren Defizite bei der Erhebung von über den Haushalt hinausreichenden Daten. Es hat sich dabei gezeigt, dass sich zwar an den Entstehungs- und Entwicklungslogiken von Familienformen etwas geändert hat, dass es aber auch weiterhin Standardisierungen gibt (vgl. Huinink 2006, 217).

Dennoch kritisieren gerade Vertreter der Individualisierungstheorie die weiterhin bestehende Ausrichtung der empirischen Forschung am traditionellen Familienbild und verweisen auf ein unterentwickeltes Instrumentarium und den Bedarf an neuen Konzepten (vgl. bspw. Beck-Gernsheim 1998, 32-e33; vgl. Huinink 2006, 219). Hier können Konzepte wie das der multilokalen Mehrgenerationenfamilie (vgl. Bertram 2002a; vgl. Lauterbach 2004), das im vierten Kapitel thematisiert wird, fruchtbar sein. Aber auch die Lebensverlaufsperspektive kann dazu ihren Beitrag leisten, verweist die Individualisierungsdebatte doch auch auf offenere und gestaltbarere Lebens-

(4) Eine kurze Darstellung der hier benannten Datensätze und ihrer Möglichkeiten und Defizite bei der Erfassung familialer Lebensformen findet sich bei Kuhnt/Steinbach 2014, 49-52.

verläufe (vgl. Beck-Gernsheim 1994, 136). Empirisch kann gezeigt werden, dass Familienbiographien komplexer werden, da Personen im Lebensverlauf unterschiedliche Partnerschafts- und Familienformen durchlaufen (vgl. Kreyenfeld/Konietzka 2012, 234; vgl. Peuckert 2012, 231). Haben in der Vergangenheit normative und institutionelle Bindungen wie etwa an traditionelle Rollenmuster oder Abhängigkeitsverhältnisse die Handlungsoptionen des Einzelnen/der Familie stark beschränkt aber auch sozial abgesichert, wirken heute andere Zwänge – etwa des Bildungssystems oder des Arbeitsmarktes – auf die Lebensgestaltung des Einzelnen/der Familie, der/die nun die Verantwortung dafür selbst trägt (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 45; vgl. Hill/Kopp 2013, 265; vgl. Huinink/Konietzka 2007, 107). Auch demographische Entwicklungen wie sinkende Heirats- und Geburtenziffern sowie steigende Scheidungs- und Wiederverheiratungshäufigkeiten führen zu Abweichungen vom institutionellen Lebenslauf und damit einer Pluralität an familialen Verlaufsmustern (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 45; vgl. Huinink/Konietzka 2007, 107). Der Lebensverlaufsperspektive verpflichtete Forschungen können aber auch zeigen, dass ein in Haushalts-Querschnittsbetrachtungen sichtbar werdender schrumpfender Anteil familialer im Vergleich zu nicht-familialer Lebensformen nicht darauf hindeutet, dass weniger Familiengründungen stattfinden (vgl. Nave-Herz 2010, 43), sondern dass diese – wie auch andere Übergänge – auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden und darüber hinaus in der Zunahme der Lebenserwartung begründet liegen (vgl. Nave-Herz 2010, 43-44; vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 46)<sup>5</sup>. Demnach kann die Pluralisierungsthese eher im Sinne einer Verschiebung der Anteile familialer Lebensformen denn als Zunahme der Vielfalt von Lebensformen belegt werden (vgl. Wagner/Cifuentes 2014, 90). Immer noch stellt die Zwei-Eltern-Kind-Familie bzw. Kernfamilie die dominante familiale Lebensform dar, sowohl wenn man die Haushaltsperspektive als auch die Perspektive von in familialen Lebensformen lebenden Kindern einnimmt (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 47). Einzig neue, statistisch allerdings marginale familiale Lebensform stellen gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern dar (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 48; vgl. Eggen/Rupp 2010).<sup>6</sup> Durch die steigende gesellschaftliche und politi-

(5) Dennoch muss natürlich auch auf die steigende Zahl kinderloser Frauen und Männer verwiesen werden, vgl. dazu Dorbritz/Ruckdeschel 2007 sowie den gesamten Sammelband, in dem dieser Beitrag publiziert wurde.

(6) Im Bereich nicht-familialer Lebensformen scheint sich allerdings auch die Pluralisierungsthese im Sinne der Zunahme der Vielfalt von Formen zu bestätigen, vgl. dazu etwa Brüderl 2004 oder auch Hill/Kopp 2013.

sche Relevanz »nicht-konventioneller« familialer Lebensformen wie der Ein-Eltern-Familie, Adoptiv-, Stief- und Pflegefamilien sollten diese aber für die Familienforschung wie auch für eine Ethik familialer Lebensformen zukünftig (noch) relevanter werden (vgl. Kuhnt/Steinbach 2014, 63).

Die Deinstitutionalisierungsthese von Tyrell hat ebenfalls empirische Überprüfung erfahren. Bezogen auf Deinstitutionalisierung als Verlust der selbstverständlichen Legitimität von Ehe und Familie zeichnet sich ein differenziertes Bild ab, vor allem wenn man zwischen den Indikatoren Legitimität und soziale Erwünschtheit unterscheidet (vgl. Huinink 2006, 222-223). Gerade in diesem Zusammenhang kann die neuerdings wiederbelebte Forschung zu Familienleitbildern besonders fruchtbar sein (vgl. Schneider u. a. 2015; vgl. Kapitel 4.3). Betrachtet man Deinstitutionalisierung als Schwächung des institutionellen Verweisungszusammenhangs von Ehe und Familie, zeigt sich, dass dieser abhängig von Region und anderen Faktoren unterschiedlich stark aufgebrochen ist (vgl. Dorbritz 2004; vgl. Huinink 2006, 223). Gleichzeitig ist es eine offene Frage, ob und wie sich funktionale Äquivalente zur Ehe als institutionellem Rahmen von Elternschaft und Familie herausbilden (vgl. Huinink 2006, 223-224). Eingebüßt hat Familie auch ihre Orientierungsfunktion für individuelle Lebensverläufe, wobei noch unklar ist, ob und welche neuen Ablaufmuster hier etabliert werden (können) (vgl. Brüderl/Klein 2003; vgl. Huinink 2006, 224).

Ausgehend von der Dominanz der Differenzierungsthese und demographischer Modelle erscheint der Wandel von Familienformen und -verläufen demographisch und sozialstrukturell mittlerweile gut erforscht. Burkart geht sogar so weit, der Familiensoziologie eine »Demographisierung« vorzuwerfen und damit eine Fokussierung auf Fragen zu demographisch gut erfassbaren Phänomenen, wie der Anzahl verschiedener familialer Lebensformen oder demographischen Ursachen für Veränderungen, wie etwa der Scheidungsquote (vgl. Burkart 2006, 182). Kulturelle und institutionelle Aspekte, Wechselbeziehungen zwischen Familie und gesellschaftlichen Teilsystemen sowie familieninterne Prozesse bleiben jedoch bisher eher unterbelichtet (vgl. Huinink 2006, 237).

#### *Beitrag der historischen Familienforschung*

Thesen zum Wandel familialer Lebensformen sind immer auch abhängig von Vorstellungen über die Familie der Vergangenheit (vgl. Rosenbaum 1977; vgl. Rosenbaum 2014). »Je positiver das Bild der vergangenen Familie gemalt wird, desto negativer sieht die Gegenwart aus und umgekehrt« (Rosenbaum 2014, 19). Rosenbaum und



andere haben mittels der historischen Familienforschung viel dazu beigetragen, einen differenzierten Vergleichsmaßstab für die Entstehungsgeschichte der modernen Familie auszuarbeiten<sup>7</sup>. Rosenbaum kann unter anderem konstatieren, dass die Eltern-Kind-Gruppe in Westeuropa weitestgehend nicht in große Verwandtschaftsverbände eingebunden war und führt dafür religiöse, ökonomische und demographische Gründe an (Rosenbaum 2014, 20-22). Das Bürgertum ist der Ort, an dem nicht zuletzt durch die Trennung von Familie und Erwerb sowie durch materiell zunehmend gesicherter Situationen neue Ideen von Ehe und Familie entstehen, die sich allmählich auch auf die soziale Praxis auswirken (vgl. Rosenbaum 2014, 32-36; vgl. ausführlicher Rosenbaum 1987). Das Modell der bürgerlichen Kernfamilie sieht Rosenbaum als Ideal und gleichzeitig als gelebte Realität bis heute weiterbestehen – wenn auch mit Veränderungen etwa im Sinne einer Abschwächung der patriarchalen Struktur oder der gewandelten Frauenrolle (vgl. Rosenbaum 2014, 36). Formal gesehen ähneln sich Familien in Vergangenheit und Gegenwart auch durch den hohen Anteil an Wiederverheiratungen oder neuen Partnerschaften und daraus resultierenden komplexen Familienverhältnissen und die große Zahl unverheiratet zusammenlebender Paare; dennoch sind die Unterschiede etwa in der Funktionsweise und in den Entstehungsgründen zwischen historischen Vorläufern und gegenwärtigen Formen gravierend (s. Rosenbaum 2014, 37; vgl. Nave-Herz 2010, 47-48). Im Zusammenhang mit der Frage nach der Geltung des bürgerlichen Familienmodells stehende Diskussionen über einen Übergang von der modernen zu einer »postmodernen« bzw. »spätmodernen« Familie werden erst anfänglich und noch spärlich geführt (s. Burkart 2006, 188-189).

#### ⇒ 4 Aktuelle familiensoziologische Perspektiven mit Anschlussfähigkeit an ethische Reflexionen

Im Folgenden sollen drei neuere familiensoziologische Konzeptionen exemplarisch und auszugsweise vorgestellt werden, denen eine besondere Relevanz für politische und sozialetische Reflexionen auf familiäre Lebensformen beigemessen wird. Es sei explizit betont, dass es sich dabei nur um eine Auswahl handeln kann.<sup>8</sup>

(7) Vgl. auch die umfassende Aufbereitung der Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert bei Gestrinch 1999 und den Sammelband von Gestrinch u. a. 2003.

(8) Bleibende Relevanz für eine Ethik familialer Lebensformen hat natürlich nicht zuletzt die strukturelle Analyse familialer Lebensformen im Hinblick auf sozialstrukturelle Merkmale wie

## ⇒ 4.1 Familie als soziales Netzwerk persönlicher Beziehungen

Krisenszenarien von »Familie« bzw. Pluralisierungsannahmen gehen auf Aussagen über Haushalte zurück (vgl. Hennig 2014, 141). »Familienleben und Familienbeziehungen sind aber nicht an Haushaltsgrenzen gebunden« (Hennig 2014, 142), sondern sozial und räumlich diffuser. Unter dieser Voraussetzung nehmen familiäre Lebensformen – nicht nur in ihrer sozialwissenschaftlichen Betrachtung – an Komplexität zu. So wird beispielsweise auch die Verhältnisbestimmung von »Familie« und »Verwandtschaft« (neu) angefragt (vgl. Böhnisch/Lenz 1997, 48, Fn. 16). Der Begriff von Familie als sozialem Netzwerk persönlicher Beziehungen scheint diese Komplexität in geeigneter Weise zu erfassen (vgl. Hennig 2014; vgl. BMFSFJ 2006). Dabei dient das Konzept des sozialen Netzwerks sowohl als Analyseinstrument zur Durchdringung sozialer Strukturen als auch als theoretischer Orientierungsrahmen (vgl. Nestmann 1997, 213). Das eher statische Verständnis von Familie als (Lebens-)form wird erweitert um eine Perspektive, die Familie »als komplexes und dynamisches Beziehungsgefüge« versteht (vgl. bspw. Maiwald 2003, These 4). Im Fokus der Betrachtung von Familie liegen dabei persönliche (Interaktions-)Beziehungen, wobei der Generationenbeziehung konstitutive Relevanz zukommt.<sup>9</sup> Die vielfach betonte »eigene« oder »besondere« Art familialer Beziehungen ergibt sich aus dem – funktional zu verstehenden – Element familialer Sorge – an anderer Stelle »Care« (vgl. Herlth 2003, vgl. Hennig 2014).

Mit dieser Betrachtung von Familie als Netzwerk können auch die durch die demographischen Entwicklungen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hervorgerufenen Entwicklungen auf »Familie« einge-

Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund u. a. sowie zentrale Dimensionen sozialer Ungleichheit wie Bildung, Einkommen, Sozialbeziehungen. In Bezug auf letztere können für alle Dimensionen sozialer Ungleichheit – seien sie ökonomischer, wohlfahrtsstaatlicher oder sozialer Art (zu dieser Unterscheidung vgl. Hradil 1987, 147) – Wechselverhältnisse zur Familienentwicklung nachgewiesen werden (vgl. Huinink 2006, 219-221). Gleichzeitig müssen Familienbeziehungen selbst als soziales Kapital und damit als zentraler Aspekt der sozialen Dimension sozialer Ungleichheit verstanden werden – wodurch Familienlosigkeit zu einem spezifischen Aspekt sozialer Ungleichheit wird (vgl. Huinink 2006, 220). Familie kann selbst »als Ort, in dem auch soziale Ungleichheit generiert wird« (vgl. Cohen/MacCartney 2004; vgl. Huinink 2006, 222) verstanden werden – zu denken ist an die Konsequenzen der innerfamilialen Arbeitsteilung in Beziehungsarrangements. Allerdings kann auf diesen Aspekt hier nicht näher eingegangen werden.

(9) Auf die bleibende Bedeutung der Generationendifferenz im Familienbegriff verweisen etwa auch Böhnisch/Lenz 1997, 28-29; Lüscher 2003; Jurczyk u. a. 2014b, 8-9.

fangen werden – wie etwa durch die Ausweitung der durchschnittlichen gemeinsamen Lebenszeit mehrerer familialer Generationen auf über dreißig Jahre (vgl. bspw. Lauterbach 1995/2002; Engstler/Menning 2005; Grünheid/Scharein 2011; Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2012)<sup>10</sup> oder die seit einigen Jahrzehnten unter dem Reproduktionsniveau bleibende Fertilitätsrate<sup>11</sup>. So scheint sich in Deutschland eine von großen »Alterslücken« geprägte Drei-Generationenstruktur durchzusetzen, die trotz sinkender Werte von einer langen, über ein Vierteljahrhundert dauernden, gemeinsamen Lebenszeit von Großeltern und Enkeln geprägt ist (vgl. Grünheid/Scharein 2011, 8; vgl. Bengtson/Schütze 1992, 500). Mithilfe der Netzwerkanalyse kann gezeigt werden, dass die Mehrheit heute in multilokalen Mehrgenerationenzusammenhängen lebt und zwischen den unmittelbaren Familienmitgliedern bedeutsame soziale Beziehungen bestehen, etwa auch im Hinblick auf Hilfe- und Unterstützungsleistungen (vgl. Hennig 2014, 143-155). Konzepte wie das der multilokalen Mehrgenerationenfamilie (vgl. Bertram 1995/2002a, Lauterbach 1998) versuchen diese Entwicklung einzufangen, gehen dabei aber auch auf ältere Konzepte wie das von »Identität auf Abstand« zurück (vgl. Rosenmayr/Köckeis 1965; Rosenmayr 1976; vgl. Rosenmayr/Rosenmayr 1978).

Familie als soziales Netzwerk lässt sich auf der Mesoebene verorten – Netzwerke sind in diesem Sinne intermediäre Strukturen (vgl. Nestmann 1997, 213). Familie wird als Mesosystem mehrerer familialer Mikrosysteme verstehbar (vgl. Bronfenbrenner 1989, 41-42 und 200-201). So wird es auch möglich, indirekte und Umwelt-Beziehungen, die für die Konstitution von Familie notwendig sind, mitzudenken – ein entscheidender Vorteil dieses Verständnisses gegenüber dem von Familie als Gruppe (vgl. Nestmann 1997, 215).

Dem Netzwerkbegriff ist sowohl eine strukturelle wie eine interaktionale Dimension implizit (vgl. Kaufmann u. a. 1989), die in engem Zusammenhang miteinander gedacht werden können: Das strukturelle

(10) Dieser Entwicklung wirkt allerdings seit den 1970er Jahren der erneute Anstieg des Erstgeburtalters entgegen. So wurde der bisherige »Peak« der gemeinsamen Lebenszeit in Westdeutschland im Jahr 2000 mit 35, in Ostdeutschland bereits 1990 mit knapp 39 gemeinsamen Jahren erreicht. Seither sinkt die Dauer der gemeinsamen Lebenszeit wieder. Damit geht auch einher, dass Großelternschaft im Lebensverlauf immer später eintritt (vgl. Grünheid/Scharein 2011). Die zukünftige Entwicklung wird dabei maßgeblich von der weiteren Entwicklung des Erstgeburtalters abhängig sein (vgl. Grünheid/Scharein 2011, 25-26).

(11) Zum Zusammenhang dieser Tendenz mit einer steigenden Kinderlosigkeit und deren Auswirkungen auf Mehrgenerationenbeziehungen vgl. Fischer 2016.

Netzwerk Familie und die ihm zugrunde liegenden persönlichen Beziehungen bedürfen immer wieder der interaktionalen Aufrechterhaltung. Gleichzeitig können wohl aber auch die Beziehungsgefüge und Netzwerkkonstellationen von den Interaktionen her interpretiert werden. An dieser Stelle ist das Konzept von Familie als Netzwerk anschlussfähig an das von Familie als Herstellungsleistung. Denn die Familienmitglieder sind »keine autonomen selbstbestimmten und abgeschlossenen Einheiten, sondern ein Bündel sozialer Beziehungen, die aus einer Vielzahl von Interaktionen mit anderen Personen aus diesen Beziehungen resultieren. Damit agieren die Individuen auch in intergenerationalen Beziehungen immer in Relationen zu Anderen, so dass Familie eine Herstellungsleistung ist, ein dynamischer Prozess, der konstruktive und destruktive Einflüsse, d. h. Ambivalenzen (Spannungen und Widersprüche) miteinschließt.«<sup>12</sup> (Hennig 2014, 168).

#### ⇒ 4.2 Familie als Herstellungsleistung

»Familie stellt eine gemeinsame Leistung der Akteure nach innen und nach außen dar, die identitätsstiftenden Charakter hat.« (Jurczyk u. a. 2014b, 11) Dabei bezieht sich der Begriff der Leistung auf den »aktive[n] Gestaltungsprozess von Familie(nbeziehungen) im gesellschaftlichen Kontext« (Jurczyk u. a. 2014b, 11), wobei auch hier die Bedeutung von Care – als Erwartung aneinander oder explizite Handlung – hervorgehoben wird (vgl. Jurczyk u. a. 2014b, 9; vgl. Thelen 2010). Familiäre (Alltags-)Handlungen mit Bezug zu Zeit, Raum, Körper und Emotionen treten so ins Blickfeld (vgl. Jurczyk 2014a, 119). Eine Multi-Aktor-Perspektive auf familiäre Lebensformen, die den spezifischen Beiträgen unterschiedlicher familiärer Akteure Rechnung trägt, ist dabei unverzichtbar.<sup>13</sup>

Mit dem Perspektivwechsel auf Familie als »Praxis« (Jurczyk 2014b, 51) wird betont, dass Familie nicht einfach voraussetzungslos existiert – ideologische Auffassungen von Familie sind diesem Ansatz fremd (vgl. Jurczyk 2014a, 134). Die Herstellung von Familie bzw. qualitäts-

(12) Daraus folgt auch, dass familialem Handeln nicht *eine* Beziehungslogik zugrunde liegt – zu einer Diskussion der etabliertesten Konzepte von familialen Beziehungslogiken (Solidarität/Reziprozität, sozialer Austausch, Gabentausch) siehe Hennig 2016, 156-167.

(13) Es überrascht dementsprechend, wie sehr die Arbeiten zur Herstellungsleistung von Familie bisher auf Familie als Kernfamilie und die Herstellungsleistung der Eltern beschränkt bleiben und wie selten sie sich auf die Familie als Mehrgenerationenfamilie fokussieren oder aber auch andere in die Herstellung von Familie eingebundene Personen wie Tagesmütter, Pflegerinnen o. ä. berücksichtigen (vgl. Rerrich 2014, 313).

voller familiärer Beziehungen wird so zu einer Aufgabe *für alle* Familien – nicht nur für Familien »jenseits der Normalfamilie« oder »nicht-konventionellen Familien« (vgl. Finch 2007, 71)<sup>14</sup>. »Ein ›Un-Doing-Family‹ gibt es nicht« (Jurczyk 2014a, 119). Der Perspektivwechsel wird im Rahmen eines practical turns innerhalb der Familienwissenschaften vollzogen (vgl. Jurczyk u. a. 2014b, Kapitel 2), wobei aus der familienhistorischen Betrachtung heraus zu betonen ist, dass Familie wohl schon immer »getan« werden musste und nie voraussetzungslos gegeben war, dass sich hier also ein Perspektivwechsel auf theoretischer Ebene vollzieht (vgl. Rerrich 2014, 310)<sup>15</sup>. »The experience of *being family*, however, is perhaps one of the most elusive challenges. In our everyday live, we talk and think about our individual roles and responsibilities and read about how we are changing collectively as families, but the experience of being family is often so taken for granted, or so implicit as to be invisible, both experientially and theoretically. When and under what conditions do we invoke a consciousness of being in a family, living a family experience, or *doing family*?« (Daly 2003, 773) Die theoretische Ausarbeitung des Ansatzes wurde in jüngster Zeit vor allem durch die Arbeiten der Arbeitsgruppe um Jurczyk, Lange und Thiessen vorangebracht. Auf ihren 2014 erschienenen Sammelband *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (vgl. Jurczyk u. a. 2014a) sei hier ausdrücklich verwiesen.<sup>16</sup>

Dass Familie »voraussetzungsvolle Tätigkeit« (Kuhnt/Steinbach 2014, 65) ist, wird auch angesichts veränderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, in denen Familie ihre Selbstverständlichkeit verliert, relevant. So kann das Konzept deutlich machen, wie Familien veränderte Rahmenbedingungen wahrnehmen und auf diese reagieren (vgl. Huinink 2011). Dabei rücken vor allem unsichere Erwerbsverläufe, flexibilisierte Arbeitszeiten und räumliche Mobilität ins Blickfeld

(14) Die empirische Forschung fokussiert dabei bislang dennoch stark auf letztere Familien, v. a. von alleinerziehenden Müttern (vgl. Nelson 2005 /Cherlin 2006), mit Pflegekindern (vgl. Helming 2014) oder Familien, die ihre Kinder mithilfe der Reproduktionsmedizin bekamen (vgl. Beck 2014).

(15) Jurczyk stellt ihren Ansatz zeitdiagnostisch allerdings in den Kontext der späten Moderne, von Ent-Traditionalisierungs- und Individualisierungsprozessen sowie einer gesellschaftlichen Entwicklung hin zum Postfordismus und einer damit einhergehenden doppelten Entgrenzung von Familie und Erwerbsarbeit (vgl. Jurczyk 2014, 122-127).

(16) Gleichwohl ist etwa auch auf die Arbeiten der Verwandtschaftsethnologie, vor allem der *new kinship studies* zum »kinning« bzw. »doing kinship«, bei der Betrachtung intergenerationaler Beziehungen zu verweisen (vgl. dazu etwa Thelen 2010; vgl. Braithwaite u. a. 2010).

(vgl. Schneider u. a. 2009, 130-131). »Familien werden gesehen als komplexe Systeme mit Eigenlogik und Eigensinn, deren fein austarierete Interaktionsprozesse sehr störanfällig sind; denn sie sind enger denn je verzahnt mit den gesellschaftlichen Umwelten – vom Bildungs- über das Gesundheitssystem bis hin zum Wirtschafts- und Erwerbssystem.« (Jurczyk u. a. 2014b, 12) »Gesellschaft findet nicht außerhalb von Familie statt, sondern Gesellschaft konstituiert sich in Familie und geht mitten durch diese hindurch.« (Rerrich 2014, 314) Rerrich macht diesen Zusammenhang deutlich, indem sie Familie mit einem Puzzle vergleicht, zu dem auch von der Gesellschaft und gesellschaftspolitisch geformte sowie dem familiär oder individuell gestaltenden Einfluss entzogene Puzzleteile gehören (vgl. Rerrich 2014, 311). So werden auch öffentliche/kollektive Akteure wie etwa politische Institutionen oder das Wirtschaftssystem zu relevanten Akteuren der Herstellung von Familie (vgl. Jurczyk 2014b, 64-66). Umgekehrt ist die Familie auch gesellschaftlich zentrales Subsystem, das wesentliche Funktionen für die Gesellschaft zu erfüllen hat, gesellschaftliche Leistungen wie Erziehung, Bildung und Pflege (Care) erbringen kann (vgl. Jurczyk 2014b, 67). Die alltäglichen Herstellungsleistungen von Familien müssen den gesellschaftlichen Leistungen vorausgehen; sie sind Bedingung dafür, dass Familie Leistungen für Individuen und die Gesellschaft erbringen kann (vgl. Jurczyk u. a. 2014b, 10). Damit geht Jurczyks Konzeption der Herstellungsleistung auch weiter und tiefer als etwa die Konzeption im Siebten Familienbericht des BMFSFJ, die die Herstellungsleistung in Familien bezogen auf Mehrgenerationenfamilien »lediglich« mit den Dimensionen intergenerationaler Solidarität nach Bengtson sowie Generationenkonflikten und -ambivalenzen zu fassen suchte (BMFSFJ 2006, 128-130, Kapitel IV.3). Entsprechend wird auch die Bedeutung der Forschung in diesem Kontext für die Sozialpolitik wie umgekehrt die Relevanz der Kenntnis der Wirkungen sozialpolitischer Maßnahmen für das Verständnis von familialen Mikro- und Mesosystemen sichtbar (vgl. Bronfenbrenner 1989, 25).

### ⇒ 4.3. Leitbildforschung

Die beiden oben vorgestellten Ansätze versuchen unter anderem der Dominanz ökonomischer Ansätze zur Erklärung familialen Handelns (vgl. dazu kritisch Tyrell 2006, 142-143) entgegenzuwirken. Denn familiales Handeln – mit Jurczyk gesprochen: alltägliche familiale Herstellungsleistungen – scheint nicht stets durch bewusstes rationales Handeln geprägt zu sein (vgl. Jurczyk 2014a, 129-131; vgl.

Lück/Diabaté 2015, 27). In diesem Zusammenhang sei hier ein Zugang vorgestellt, der Leitbilder als einen kulturellen Aspekt zur Erklärung familialen Handelns hervorhebt und damit auch eine Verbindung zwischen »lebensweltlicher« und »normativer« Ebene familialer Lebensformen zieht: die Leitbildforschung am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung und deren bundesweit repräsentative Studie zu Familienleitbildern von 20- bis 39-Jährigen (FLB) 2012 (vgl. Schneider u. a. 2015<sup>17</sup>). »Familienleitbilder haben eine starke Signalwirkung, wirken oftmals polarisierend, beeinflussen generative Entscheidungen und sind gerade deshalb familienpolitisch relevant« (Diabaté u. a. 2015a, 11). Mit Familienleitbildern sind jeweils Handlungsmaximen verbunden, weswegen die Vielfalt und Widersprüchlichkeit derzeit in Deutschland vorfindbarer Familienleitbilder eine große Herausforderung an die Herstellung von »Familie« stellt (vgl. Diabaté u. a. 2015a, 11).

Bezugnehmend auf den Leitbildbegriff bei Giesel (2007, 245) werden Leitbilder hier verstanden als »Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ›Normalen‹, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem« (Diabaté/Lück 2014, 56). Als sozial geteilte Vorstellungen können Leitbilder folglich Aussagen zu Werten, Normen und/oder Frames enthalten (vgl. Lück/Diabaté 2015, 20-21).

Lück und Diabaté formulieren in ihrer theoretischen Grundlegung sechs Thesen zu Leitbildern: Sie verstehen Leitbilder als Teil des Orientierung stiftenden und Interaktion erleichternden Alltagswissens und weisen darauf hin, dass Leitbilder für jeden Lebensbereich als System aufeinander bezogener und hierarchisch strukturierter Leitbilder vorliegen. Darüber hinaus fassen sie Leitbilder als sozial konstruiert, daher kulturspezifisch und wandelbar sowie Gegenstand sozialer Konflikte auf; zuletzt betonen sie, dass Leitbilder durch Prozesse der Institutionalisierung (etwa im Recht) und der Objektivierung stabilisiert und verstetigt werden können (vgl. Lück/Diabaté 2015, 22-24).

Leitbilder sind dabei sowohl ein individuelles als auch ein gesellschaftliches Phänomen; auch hier gibt es Wechselbeziehungen (vgl. Lück/Diabaté 2015, 25-26). »Insofern beeinflussen individuelle Leitbilder in ihrer Summe den Konstruktionsprozess auf gesellschaftlicher Ebene. Andererseits prägen kulturelle Leitbilder die individuellen Leitbilder auf dem Wege der Sozialisation« sowie über Vorstellungen sozial erwünschten Verhaltens (Lück/Diabaté 2015, 25). Außerdem

(17) Zur Bedeutung von Kultur bei der Erklärung familialen Handelns siehe auch bspw. Billari u. a. 2009; Pfau-Effinger u. a. 2009; Arránz Becker u. a. 2010.

können sie sowohl eine strukturelle (Wie soll Familie sein?) als auch eine prozessuale<sup>18</sup> (Wann sollte welcher familiäre Übergang vollzogen werden?) Dimension enthalten, die miteinander zusammenhängen und sehr komplex sind (vgl. Diabaté u. a. 2015a, 13). Unter anderem werden in Familienleitbildern Vorstellungen zur Ausgestaltung von Partnerschaft, Ehe, Familiengründung, Elternschaft und Generationenbeziehungen formuliert (vgl. Diabaté u. a. 2015, 13).

Empirisch kann gezeigt werden, dass Leitbilder hinsichtlich der Zusammensetzung von Familie im Kern – zusammenwohnendes heterosexuelles Paar mit Kindern – einheitlich, in der äußeren Abgrenzung – etwa hinsichtlich nicht-konventioneller familiärer Lebensformen – und damit der Frage »Welche Lebensformen werden darüber hinaus als Familie bezeichnet?« allerdings sehr heterogen sind (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 271). Kinder sind dabei fester Bestandteil familiärer Leitbilder, wobei im Hinblick auf Elternschaft das Leitbild der »Verantworteten Elternschaft« auch hinsichtlich seiner negativen Impulse etwa für die Geburtenentwicklung zu diskutieren ist (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 272-273; vgl. ausführlich Ruckdeschel 2015). »Je höher das Anspruchsniveau an Elternschaft ist, desto niedriger ist der Kinderwunsch.« (Diabaté u. a. 2015b, 274)

Persönliche Leitbilder werden dabei besonders durch politische Systeme sowie regionale kulturelle Eigenheiten beeinflusst und werden durch intergenerationale Transmission, Sozialisation, religiöse und kulturelle Herkunft geprägt (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 277). Interessant ist, dass sich individuelle und gesellschaftliche Leitbilder zum Teil signifikant unterscheiden, wobei das individuelle Leitbild überwiegend »liberaler« als das in der Gesellschaft wahrgenommene Leitbild ist (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 278). Diskutiert werden in diesem Zusammenhang als erklärende Faktoren das Moment der sozialen Erwünschtheit, Vorurteile gegenüber der Allgemeinheit, Alters- bzw. Selektionseffekte und zeitlich versetzter sozialer Wandel (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 278). »In einem größeren Kontext könnte die große Kluft aber auch als Schritt hin zu einer *Individualisierung* und *Liberalisierung von Familienleitbildern* verstanden werden.« (Diabaté u. a. 2015b, 279)

Die Leitbildforschung hebt auch ihre besondere Relevanz für familienpolitische Fragen hervor und betont Kultur als wesentliche Handlungsebene neben den bislang fokussierten Zeit, Geld und Infrastruktur (vgl. zur Ausrichtung der Familienpolitik BMFSFJ 2012). »Die Inkonsistenz der verschiedenen persönlichen Leitbilder zu Mutter-,

(18) Vgl. dazu auch den Ansatz der Life Scripts bei Janssen/Rubin 2011.



Vater- und Elternschaft insgesamt erscheint symptomatisch für die bisher widersprüchliche familienpolitische Strategie in Deutschland. Das Einbeziehen kultureller Leitbilder könnte die Familienpolitik effektiver machen und einen Schlüssel zum Verständnis darstellen, warum Lebenspläne und Lebenswirklichkeit bei der Gestaltung des Familienlebens nach wie vor häufig divergieren.« (Diabaté u. a. 2015b, 282) Entsprechend fordern die Autorinnen und Autoren der Leitbildstudie eine Reflexion der Familienpolitik auf individuelle und kulturelle Leitbilder, ohne dass diese selbst ein Leitbild vorgibt, sondern vielmehr die Heterogenität familialer Lebensweisen sowie damit verbundener Familienleitbilder akzeptiert; vielmehr sollte ein modernes familienpolitisches Handeln (vgl. Diabaté u. a. 2015b, 284).

#### ⇒ 5 Familiensoziologische Perspektiven als Herausforderung einer Ethik familialer Lebensformen

Der vorliegende Beitrag sollte gezeigt haben, inwieweit familiensoziologische Thesen zum Wandel familialer Lebensformen, der Individualisierung und Differenzierung, empirisch fundiert werden können bzw. in einigen Aspekten auch modifiziert werden müssen. Dabei ist deutlich geworden, in welchem Zusammenhang die Bezugsgrößen Individuum, Familie und Gesellschaft gedacht werden müssen und wie notwendig eine Ausweitung der familiensoziologischen Perspektive auf gesellschaftliche, kulturelle und politische Aspekte, Wechselbeziehungen zwischen Familie und gesellschaftlichen Teilsystemen sowie familieninterne aber auch darüber hinausgehende Prozesse der Herstellung von Familie ist. Für eine Ethik familialer Lebensformen scheint dadurch jeder Rekurs auf eine irgendwie vorgestellte »Natur« der Familie obsolet geworden. »Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, frühkindliches Umsorgtwerden durch die Eltern und die damit einhergehenden oder dadurch bewirkten Bindungen zeigen, dass diese Lebensform tiefe Wurzeln in natürlichen Gegebenheiten hat. Trotzdem ist sie – das zeigt die Kulturgeschichte überdeutlich – auch und immer kulturell überformt und Teil der jeweiligen Gesellschaft. [...] Veränderung und Gestaltungsmacht von Familie zeigen sich in den Kulturbereichen Recht und Moral am deutlichsten.« (Hilpert/Laux 2014a, 10)

Als Urteilsdeterminante sollte vielmehr die Autonomie der Einzelnen ausformuliert werden, die freilich der Fürsorge durch andere – im theologischen Kontext wohl anschlussfähiger als »Übernahme der Ver-

antwortung füreinander« (vgl. Hilpert 2015, 75-76)<sup>19</sup> – bedarf<sup>20</sup>. »Ethik familialer Beziehungen« muss an dieser Stelle das Schlagwort sein<sup>21</sup>. Ansätze dazu finden sich etwa in den Arbeiten von Hilpert, Laux und Lintner (bspw. Hilpert/Laux 2014b; Hilpert 2011; Hilpert 2015; Lintner 2011), die von einer großen Informiertheit im familiensoziologischen Bereich zeugen. Allerdings wird Beziehungsethik hier allzu oft nur auf den Bereich der Sexual- und Partnerschaftsbeziehung angewandt – eine Ausweitung auf weitere familiäre Beziehungen und darüber hinausgehende für das Netzwerk Familie relevante (Umwelt-)Beziehungen steht hier noch aus<sup>22</sup>.

Die im vorangegangenen Kapitel vorgestellten theoretischen und empirischen Perspektiven auf »Familie« können dafür hilfreiches Analyse- und Diskursinstrumentarium sein. Sie können auch dazu beitragen, die Debatte um die Bewertbarkeit verschiedener familialer Lebensformen soziologisch zu fundieren.<sup>23</sup> In diesem Zusammenhang ist eine von Laux in die Debatte eingebrachte Unterscheidung durchaus entscheidend – die zwischen Lebensformen und individueller Lebensführung: »Es ist nicht nur möglich, sondern zwingend notwendig, zwischen der Debatte um Lebensformen und den Urteilen über Per-

(19) Das dies nicht nur für (minderjährige) Kinder bzw. die nachwachsenden Generationen gilt, wird etwa im Sammelband von Ernst 2016 »Alter und Altern. Herausforderungen für die theologische Ethik« mehr als deutlich.

(20) Wie umstritten dies ist, zeigen etwa die Reaktionen auf den Text der Evangelischen Kirche »Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken« (EKD 2013). Eine Übersicht solcher Reaktionen findet sich unter ><http://www.kblw.de/ekd-orientierungshilfe/><, vgl. zu einer besonders ausführlichen Kritik bspw. Schirmmacher 2014.

(21) Die Bezeichnung »Ethik familialer Beziehungen« wird hier ganz bewusst im Sinne des Hinweises bei Hilpert verstanden: »Ethik bringt nicht nur einen Anspruch auf systematische Kohärenz und Konsistenz zum Ausdruck, sondern auch reflexive Distanz zu unmittelbarer Anwendungs- und Handlungsnotwendigkeit, das Privileg, gründliche Informationen einzuholen sowie die Rahmenbedingungen und organisatorischen Kontexte zu bedenken, ferner die Bereitschaft, wirkliche und bloß scheinbare Plausibilitäten kritisch infrage zu stellen, die Bereitschaft, Ambiguitäten und noch nicht zu Ende Gedachtes auszuhalten, die Möglichkeit und den Mut, neue Perspektiven einzunehmen und von daher längst Bekanntes neu zu sehen, sowie Interesse für ethische Konflikte und Konkurrenzen, die sich vielleicht als aufhellbar, aber nicht als auflösbar herausstellen.« (Hilpert 2015, 76-77)

Dass jede Ethik Beziehungsethik ist, eine Ethik familialer Beziehungen aber auf die Bedeutung dieser spezifischen Beziehungsqualität reflektieren muss, darauf machte schon Merks (2011, 29 Fn. 34) aufmerksam.

(22) Ausnahme bildet hier der Sammelband von Hilpert/Laux 2014b.

(23) Der aktuell prominenteste Versuch, die Bewertbarkeit von Lebensformen auf der Basis guter Gründe zu belegen, findet sich bei Jaeggi 2014.

sonen in ihrer Lebensführung zu unterscheiden; es ist nicht nur nicht möglich, sondern zwingend zu vermeiden, von Lebensformen auf die sittliche Qualität der Lebensführung einzelner zu schließen: Man kann auch eine Ehe schlecht und eine nichteheliche Partnerschaft gut führen. Die Debatten um Lebensformen, die Hervorhebung einer bestimmten Lebensform und die Formulierung eines Leitbildes dienen der Orientierung; sie taugen nicht zur Beurteilung individueller Lebensweisen.« (Laux 2014, 162) Laux plädiert – ganz im Sinne des Verständnisses von Familie als Herstellungsleistung – für eine Anerkennung der »Leistungen, die Menschen in verschiedenen Formen der gemeinsamen Lebensführung füreinander erbringen, und die Güter, die auf solche Weise realisiert werden. Es geht bei der sozialetischen Analyse von Lebensformen – um ein Mehr oder ein Weniger an Lebensmöglichkeiten, an Freiheit und an Verwirklichungschancen, die sie mit sich bringen.« (Laux 2014, 163)

Dies sind auch Ausgangspunkte, von denen aus das kirchliche Lehramt kritisch auf die Art und Weise reflektieren sollte, wie es Leitbilder familialen Zusammenlebens – von Ehe, Familie (vgl. dazu Heimbach-Steins 2014) oder verantworteter Elternschaft (vgl. Hilpert 2014, bes. 259-262) – formuliert und vertritt.

## ⇒ Literaturverzeichnis

Arránz Becker, Oliver; Lois, Daniel; Nauck, Bernhard (2010): Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen, in: Zeitschrift für Bevölkerungsforschung 35/1, 35-64.

Beck, Stefan (2014): Zur Herstellung von Familie im Zeitalter der transnationalen Reproduktionsmedizin, in: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.) (2014a), 144-157.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994) (Hg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): Individualisierungstheorie: Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne, in: Keupp, Heiner (Hg.): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 125-146.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): Was kommt nach der Familie? München: Beck.

Bengtson, Vern L./Schütze, Yvonne (1992): Altern und Generationenbeziehungen. Aussichten für das kommende Jahrhundert. in: Baltes, Paul B./Mittelstraß, Jürgen (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung: Berlin u.a., 492-517.

Bertram, Hans (2002a): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Von der neolokalen Gattenfamilie zur multilokalen Mehrgenerationenfamilie, in: Berliner Journal für Soziologie 4, 517-529.

Bertram, Hans (2002b): Intimität, Ehe, Familie und private Beziehungen, in: Soziale Welt 53, 415-422.

Billari, Francesco C./Philipov, Dimiter/Testa, Maria R. (2009): Attitudes, norms and perceived behavioural control: Explaining fertility

intentions in Bulgaria, in: *European Journal of Population* 25/4, 439-465.

BMFSFJ (Hg.) (2006): Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht. Abrufbar über:

<https://www.bmfsfj.de/blob/76276/40b5b103e693dacd4c014648d906aa99/7--familienbericht-data.pdf>.

BMFSFJ (Hg.) (2012): Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik. Abrufbar über: <https://www.bmfsfj.de/blob/93196/b8a3571f0b33e9d4152d410c1a7db6ee/8--familienbericht-data.pdf>

Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl (1997): Zugänge zu Familien – ein Grundlagentext, in: Dies. (Hg.): *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung*. Weinheim u.a., 9-63.

Braithwaite, Dawn O./Wackernagel Bach, Betsy/Baxter, Leslie A. u. a. (2010): Constructing family: A typology of voluntary kin, in: *Journal of Social and Personal Relationships* 27(2010)3, 388-407.

Bronfenbrenner, Urie (1989): *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente*, Stuttgart.

Brüderl, Josef (2004): Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa, in: *APuZ* 19, 3-10.

Brüderl, Josef/Klein, Thomas (2003): Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland, 1960-2000, in: Bien, Walther/Marbach, Jürgen (Hg.): *Partnerschaft und Familiengründung*. Opladen, Leske + Budrich, 189-217.

Burkart, Günter (2006): Positionen und Perspektiven: zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie, in: *Zeitschrift für Familienforschung* 18/2, 175-205.

Cherlin, Andrew (2006): On Single Mothers «Doing» Family, in: *Journal of Marriage and Family* 68(2006)4, 800-803.

Cohen, Philip N./MacCartney, Daniel (2004): Inequality and the family, in: Scott, Jacqueline/Treas, Judith/Richards, Martin (Hg.): *The Black-*

well Companion to the sociology of families. Oxford, Blackwell, 181-190.

Daly, Kerry (2003): Family Theory Versus the Theories Families Live by, in: Journal of Marriage and Family, 65(2003)4, 771-784.

Diabaté, Sabine/Lück, Detlef (2014): Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten, in: Zeitschrift für Familienforschung 26/1, 49-69.

Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin/Schneider, Norbert F. (2015a): Leitbilder als »missing link« der Familienforschung: Eine Einführung in: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015), 11-18.

Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin; Schneider, Norbert F. (2015b): Leitbildforschung: Befunde, Potenziale und Impulse, in: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015), 269-286.

Dorbritz, Jürgen (2004): Demographisches Wissen, Einstellungen zum demographischen Wandel und Ursachen des Geburtenrückgangs, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 29, 315-328.

Dorbritz, Jürgen/Ruckdeschel, Kerstin (2007): Kinderlosigkeit in Deutschland – ein europäischer Sonderweg? Daten, Trends und Gründe, in: Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (Hg.): Ein Leben ohne Kinder. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 45-81.

Eggen, Bernd/Rupp, Marina (2010): Gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder: Hintergrundinformationen zur Entwicklung gleichgeschlechtlicher Lebensformen in Deutschland in: Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 7, 22-37.

EKD (Hg.) (2013): Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus. Abrufbar über: [https://www.ekd.de/download/20130617\\_familie\\_als\\_verlaessliche\\_gemeinschaft.pdf](https://www.ekd.de/download/20130617_familie_als_verlaessliche_gemeinschaft.pdf).

Engstler, Heribert/Menning, Sonja (2005): Der Übergang zur Großelternschaft. Kohortenspezifische Entwicklung der Prävalenz, des Alters

und der Dauer der Großelternschaft in Deutschland, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Demographie e.V. 8(2005), 7.

Ernst, Stephan (Hg.) (2016): Alter und Altern: Herausforderungen für die theologische Ethik (Studien zur theologischen Ethik 147), Freiburg: Herder.

Finch, Janet (2007): Displaying Family in: *Sociology* 41(2007)1, 65-81.

Fischer, Luisa (2016): Alter(n) ohne Enkel. Zur ethischen Relevanz zunehmender Enkellosigkeit, in: Ernst, Stephan (Hg.): Alter und Altern: Herausforderungen für die theologische Ethik (Studien zur theologischen Ethik 147), Freiburg: Herder, 299-314.

Gestrich, Andreas (1999): Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München: Oldenbourg.

Gestrich, Andreas/Krause, Jens-Uwe/Mitterauer, Michael (Hg.) (2003): Geschichte der Familie, Stuttgart: Kröner.

Giesel, Katharina D. (2007): Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Goertz, Stephan/Witting, Caroline (Hg.) (2016): Amoris Laetitia – Wendepunkt für die Moraltheologie, Freiburg: Herder.

Grünheid, Evelyn/Scharein, Manfred G. (2011): Zur Entwicklung der durchschnittlichen gemeinsamen Lebenszeit von Drei- und Vier-Generationenfamilien in West- und Ostdeutschland – Eine Modellrechnung, in: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 36(2011)1, 3-40.

Heimbach-Steins, Marianne (2014): Das moralische Gebäude der Kirche – »ein Kartenhaus«? Tendenzen der Idealisierung, Ontologisierung und restriktiven Normierung in den lehramtlichen Weisungen zu Ehe und Familie, in: Hilpert, Konrad/Laux, Bernhard (Hg.) (2014b), 131 – 145.

Helming, Elisabeth (2014): Alltagspraxis von Pflegefamilien: Vulkane, Eisberge und der sanfte Sog der Beiläufigkeit, in: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.) (2014a), 71-94.

Hennig, Marina (2014): Familienbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg – Familie als Netzwerk, in: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden, 141-172.

Herlth, Alois (2003): Familie – persönliche Beziehungen »eigener Art«, in: EWE 14(2003)3, 415-515.

Herlth, Alois/Brunner, Ewald J./Tyrell, Hartmann/Kriz, Jürgen (Hg.) (1994): Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft, Berlin: Springer.

Hill, Paul B./Kopp, Jürgen (2013): Familiensoziologie: Grundlagen und theoretische Perspektiven, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hilpert, Konrad (2014): Verantwortete Elternschaft. Bedeutungswandel eines theologisch-ethischen Topos, in: Ders.; Laux, Bernhard (Hg.) (2014b), 245 – 263.

Hilpert, Konrad (2015): Ehe Partnerschaft Sexualität. Von der Sexualmoral zur Beziehungsethik, Darmstadt: wbg.

Hilpert, Konrad/Laux, Bernhard (2014a): Hintergründe und Anlässe, in: Dies. (Hg.) (2014a), 9-18.

Hilpert, Konrad/Laux, Bernhard (Hg.) (2014b): Leitbild am Ende? Der Streit um Ehe und Familie, Freiburg: Herder.

Hradil, Stefan (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich.

Huinink, Johannes (2006): Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie, in: Zeitschrift für Familienforschung 18/2, 213-252.

Huinink, Johannes (2011): Die »notwendige Vielfalt« der Familie in spätmodernen Gesellschaften, in: Hahn, Kornelia; Koppetsch, Cornelia (Hg.): Soziologie des Privaten, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 19-31.



Huinink, Johannes/Konietzka, Dirk (2007): Familiensoziologie: Eine Einführung, Frankfurt a.M.: campus.

Jaeggi, Rahel (2014): Kritik von Lebensformen, Berlin: Suhrkamp.

Janssen, Steve/Rubin, David C. (2011): Age Effects in Cultural Life Scripts, in: Applied Cognitive Psychology 25, 291-298.

Jurczyk, Karin (2014a): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften, in: Steinbach, Anja; Hennig, Marina; Arránz Becker, Oliver (2014): Familie im Fokus der Wissenschaft, Wiesbaden, 117-138.

Jurczyk, Karin (2014b): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie, in: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hg.) (2014a), 50-70.

Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (2014a) (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim u. a.: Beltz.

Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (2014b): Doing Family als neue Perspektive auf Familie. Einleitung, in: Dies. (Hg.) (2014a), 7-49.

Kaufmann, Franz-Xaver/Engelbert, Angelika/Herlth, Alois u. a. (1989): Netzwerkbeziehungen von Familien. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Sonderheft 17, Wiesbaden.

Kreyenfeld, Michaela/Konietzka, Dirk (2012): Stieffamilien und die spätmoderne Vielfalt der Familie, in: Buhr, Petra/Feldhaus, Michael (Hg.): Die notwendige Vielfalt von Familie und Partnerschaft. Würzburg, Ergon, 233-253.

Kuhnt, Anne-Kristin/Steinbach, Anja (2014): Diversität von Familie in Deutschland, in: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hg.): Familie im Fokus der Wissenschaft, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 41-70.

Lauterbach, Wolfgang (1995): Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen, in: Zeitschrift für Soziologie 24(1995)1, 22-41.

Lauterbach, Wolfgang (1998): Die Multilokalität später Familienphasen. Zur räumlichen Nähe und Ferne der Generationen, in: Zeitschrift für Soziologie 27, 113-133.

Lauterbach, Wolfgang (2002): Großelternschaft und Mehrgenerationenfamilien – soziale Realität oder demographischer Mythos?, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 35(2002)6, 540-555.

Lauterbach, Wolfgang (2004): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Zum Wandel der Familienstruktur in der zweiten Lebenshälfte, Würzburg: Ergon.

Laux, Bernhard (2014): Nichteheleiche Partnerschaften und Ehe – Oder: Kann man Lebensformen bewerten?, in: Hilpert, Konrad/Laux, Bernhard (Hg.) (2014b), 149-166.

Lenz, Karl (2003): Familie – Abschied von einem Begriff, in: Erwägen – Wissen – Ethik 14, 485-498.

Lenz, Karl (2005): Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen, in: Busch, Friedrich/Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung, Oldenburg: Universität Oldenburg, 9-31.

Lintner, Martin M. (2011): Den Eros entgiften. Plädoyer für eine tragfähige Sexualmoral und Beziehungsethik, Brixen: Weger.

Lück, Detlef/Diabaté, Sabine (2015): Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept, in: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015), 19-28.

Lüscher, Kurt (2003): Familie pragmatisch definieren, in: EWE 14(2003)3, 539-542.

Maiwald, Kai-Olaf (2003): Abschied von einem Gegenstand?, in: EWE 14(2003)3, 542-544.

Merks, Karl-Wilhelm (2011): Von der Sexual- zur Beziehungsethik, in: Hilpert, Konrad (Hg.): Zukunftshorizonte katholischer Sexualethik, Freiburg: Herder, 11-35.

Nave-Herz, Rosemarie (1999): Diskontinuitäten zwischen Familie und Moderne, in: Friedrichs, Jürgen/Nave-Herz, Rosemarie (Hg.): Familiensoziologie, Oldenburg: Universität Oldenburg, 31-50.

Nave-Herz, Rosemarie (2010): Die Familie im Wandel, in: Faulbaum, Frank/Wolf, Cristof (Hg.): Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel der empirischen Sozialforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 39-57.

Nelson, Margaret K. (2005): The social economy of single motherhood: Raising children in rural Amerika, New York.

Nestmann, Frank (1997): Familie als soziales Netzwerk und Familie im sozialen Netzwerk, in: Böhnisch, Lothar/Lenz, Karl (Hg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung, Weinheim u.a., 213-234.

Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Pfau-Effinger, Birgit/Flaquer, Luis/Ensen, Per H. (2009): Formal and informal work in Europe. The hidden work regime, New York: Routledge.

Rerrich, Maria S. (2014): Doing Family – Stärken und blinde Flecken eines Zugangs. Versuch einer Bilanz, in: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.) (2014a), 310-315.

Rosenbaum, Heidi (1977): Die Bedeutung historischer Forschung für die Erkenntnis der Gegenwart – dargestellt am Beispiel der Familiensoziologie, in: Lütke, Alf/Uhl, Herbert (Hg.): Kooperation der Sozialwissenschaften Bd.2. Stuttgart, Klett, 178-203.

Rosenbaum, Heidi (1987): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Rosenbaum, Heidi (2014): Familienformen im historischen Wandel, in: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hg.): Familie im Fokus der Wissenschaft, Wiesbaden: VS, 19-39.

Rosenmayr, Leopold/Köckeis, Eva (1965): Umwelt und Familie alter Menschen, Neuwied: Luchterhand.

Rosenmayr, Leopold (1976): Alter, in: König, René (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. 2. Aufl., Band 7, Stuttgart, 218-406.

Rosenmayr, Leopold/Rosenmayr, Hilde (1978): Der alte Mensch in der Gesellschaft, Reinbek bei Hamburg.

Ruckdeschel, Kerstin (2015): Verantwortete Elternschaft: »Für die Kinder nur das Beste«, in: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015), 191-206.

Schirrmacher, Thomas (2014): »Ein neues normatives Familienmodell« als »normative Orientierung« – Eine soziologische und theologische Kritik des Familienpapiers der EKD. Einseitige Wissenschaft? Polygamie denkbar? Die DDR als Vorbild? Kein Platz für das Kreuz?, Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft.

Schmidt, Uwe (2002): Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Schneider, Norbert F./Ruppenthal, Silvia/Lück, Detlef (2009): Beruf, Mobilität und Familie, in: Burkart, Günter (Hg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien, Opladen: Budrich, 111-136.

Schneider, Norbert F./Skora, Thomas/Rüger, Heiko (2014): Beruflich bedingte Mobilitätserfahrungen im Lebensverlauf und ihre Bedeutung für die Familienentwicklung. Ein Kohortenvergleich, in: Steinbach, Anja; Hennig, Marina/Arránz Becker/ Oliver (2014): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden, Beltz & Juventa, 173-203.

Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (2015): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben, Opladen u. a., Barbara Budrich.

Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz-Becker, Oliver (2014): Vorwort der Herausgeber, in: Dies. (Hg.): Familie im Fokus der Wissenschaft, Wiesbaden: VS, 7-15.

Thelen, Tatjana (2010): Kinning im Alter: Verbundenheit und Sorgebeziehungen ostdeutscher Senior/Innen, in: Alber, Erdmute/Beer, Bettina/Pauli, Julia u.a. (Hg.): Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven. Berlin, 225-248.

Tyrell, Hartmann (1988): Ehe und Familie. Institutionalisation und Deinstitutionalisierung, in: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz/Wehrspaun, Michael (Hg.): Die »postmoderne« Familie, Konstanz: Universitätsverlag, 145-156.

Tyrell, Hartmann (2006): Familienforschung – Familiensoziologie: Einleitende Bemerkungen, in: Zeitschrift für Familienforschung 18/2, 139-147.

Tyrell, Hartmann/Herlth, Alois (1994): Partnerschaft versus Elternschaft, in: Herlth, Alois/Brunner, Ewald J./Tyrell, Hartmann/Kriz, Jürgen (Hg.) Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft, Berlin u. a.: Springer, 1-15.

Wagner, Michael/Cifuentes, Isabel V. (2014): Die Pluralisierung der Lebensformen – ein fortlaufender Trend?, in: Comparative Population Studies 39, 73-98.

Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2012): Generationenbeziehungen. Herausforderungen und Potenziale, Wiesbaden.

**Zitationsvorschlag:**

Fischer Luisa (2017): Familiäre Lebensformen: Thesen des Wandels und aktuelle familiensoziologische Perspektiven als Herausforderungen der Ethik. (Ethik und Gesellschaft 1/2017: Sozialethik der Lebensformen). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2017-art-5> (Zugriff am [Datum]).



**ethikundgesellschaft**  
**ökumenische zeitschrift für sozialethik**

**1/2017: Sozialethik der Lebensformen**

Bernhard Laux

Kann man (intime) Lebensformen bewerten? Eine Reflexion im Anschluss an Jürgen Habermas und Rahel Jaeggi

Gregor Scherzinger

Pluralität der Lebensformen und Modelle theologischer Ethik

Peter Bescherer

»Wir sind doch auch eine Minderheit«

Rechtspopulismus als Verteidigung von Lebensformen

Helga Amesberger

Sexarbeit: Arbeit – Ausbeutung – Gewalt gegen Frauen? Scheinbare Gewissheiten

Luisa Fischer

Familiäre Lebensformen: Thesen des Wandels und aktuelle familiensoziologische Perspektiven als Herausforderungen der Ethik

Jonas Hagedorn/Lisa Neher

Familie und Alter – Lebensformen zwischen Deinstitutionalisierung und pflegepolitischer Reinstitutionalisierung

Gerhard Schreiber

Geschlecht als Leerstelle? Zur Verfassungsbeschwerde 1 BvR 2019/16 gegen die Versagung eines dritten Geschlechtseintrags

Christian Spieß

Zwischen Gendertheorien und Naturrecht. Christlich-sozialethische Überlegungen zur rechtlichen Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und zur »Ehe für alle«